

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

**Das Plattdeutsche in seiner jetzigen Stellung zum
Hochdeutschen**

Lübben, August

Oldenburg, 1846

Landesbibliothek Oldenburg

Shelf Mark: GE IX B 27 A: 13,1

[Einführung]

[urn:nbn:de:gbv:45:1-931605](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-931605)

Jeder Gebildete weiss, dass unsre heutige deutsche Sprache nicht mehr die alte ist, welche unsre Voreltern vor 1800 Jahren in unsern Wäldern gesprochen haben, sondern dass sie erst nach mannichfachen Veränderungen in einer geschichtlich nachweisbaren Selbstentwicklung den Standpunkt erreicht hat, auf dem sie jetzt steht. Ebenso ist bekannt, dass diese Bewegung nicht an einer Lauteinheit, an einem sich überall gleichen Körper der Sprache vor sich gegangen ist, in der Art, dass etwa vor 1000 Jahren das gesammte Deutschland seine Gedanken in denselben Lauten und Formen ausdrückte, die immer gleichmässig und gleichzeitig umgestaltet wurden, so dass an allen Orten zu *einer* Zeit auch nur *eine* Sprache herrschte, sondern es ist bekannt, dass sich die deutsche Sprache, so weit wir sie rückwärts verfolgen können, sofort in Mundarten darstellt, deren jede ihren eignen Weg verfolgt und ihre eigne Geschichte hat, ohne indess ihren Zusammenhang mit den übrigen aufzugeben. Auch unsre jetzige deutsche Sprache zerfällt in eine reiche Mannichfaltigkeit von Mündarten, die mehr oder minder von einander abweichen, aber ihre ideale Einheit an der Schriftsprache besitzen. Ehe diese aber gefunden wurde, musste eine geraume Zeit verfliessen, denn erst im 18ten Jahrhundert hat sie sich festgestellt. Man nennt diese Schriftsprache auch die hochdeutsche, gegen welche die verschiedenen Mundarten den Namen der gemeinen, platten Sprache führen. Weil aber das



Hochdeutsche sich aus oberdeutschen Dialecten herausgearbeitet hat und daher mit diesen die grösste Aehnlichkeit zeigt, wird das Niederdeutsche, das der Schriftsprache am fernsten steht, durch den Namen des Plattdeutschen noch besonders ausgezeichnet. Das, was wir jetzt das Hochdeutsche nennen, tritt in Gegensatz gegen alle besondern Unterschiede und schwebt über allem landschaftlichen Gebrauche und wird fast nirgends rein gesprochen, ausser etwa in gebildeten Kreisen Norddeutschlands, in denen es aber dennoch nicht ohne Provinzialismen »abgeht.«

Die gesammten Mundarten treten in zwei grosse Massen auseinander — das Oberdeutsche und das Niederdeutsche — welche wiederum in kleinere Theile zerfallen, so dass nicht nur verschiedene Landstriche, sondern selbst Dörfer ihren Dialect anders färben. So entfernt sich im Herzogthum Oldenburg der münsterische Dialect, der in Vechta und Cloppenburg gesprochen wird, von dem jeverschen, der sich wieder anders gestaltet hat als der oldenburgische, zumal der städtische, der schon mit dem Hochdeutschen liebäugelt und das ächte Platt corrupirt.

Wie weit erstreckt sich aber das Gebiet der plattdeutschen oder niederdeutschen Mundart? Es hat schon seine grosse Schwierigkeit die Punkte genau zu bestimmen, wo eine Sprache aufhört und die andre beginnt, welche ein ganz verschiedenes Lautsystem haben, weil sich gewöhnlich an den Stellen, wo sie sich treffen, ein Mischdialect erzeugt, der es ungewiss macht, zu welcher Sprache man diese Oerter zählen soll. Diese Schwierigkeit aber mehrt sich, wenn man die Grenzscheiden der Dialecte eines und desselben Sprachstammes angeben will. In einem hohen Gebirgslande ist es indess nicht so schwer, weil dadurch, dass Berge manchmal ein unübersteigliches, stets ein gewaltiges Hinderniss des gegenseitigen Verkehrs bewirken, eine Dialectvermischung abgehalten wird. Auf



dem platten Lande aber — und in den norddeutschen Ebenen herrscht das Niederdeutsche — wo Häuser sich an Häuser reihen, deren Kette nur zuweilen durch Moor, Heide oder Wald auf grössere Strecken unterbrochen wird, kommen Menschen verschiedener Zunge häufiger mit einander zusammen und die Folge davon ist, dass sich die Schärfen der besonderen Dialecte gegenseitig abschleifen und ihre Spitzen sich abstumpfen. Es genügt hier aber eine allgemeine Angabe der Grenzen, innerhalb deren die niederdeutsche Mundart eingeschlossen ist. Diese — abgesehen von den Spielarten — erstreckt sich südlich bis dahin, wo grössere Gebirgszüge sich erheben. Die rheinischen Bergketten, der Harz, der Thüringerwald setzen ihr Schranken. Nördlich ergiebt sich ihre Grenze von selbst, das Meer, auf der dänischen Halbinsel reicht sie bis zur Schlei. Am schwankendsten sind ihre Grenzen westwärts und ostwärts. Nach der ersteren Seite hin bildet die Ems keine feste Scheidung, sondern das Plattdeutsche begegnet hier dem Holländischen und vermengt sich mit ihm. Oestlich finden sich auch keine natürliche Grenzen, das Plattdeutsche verläuft sich hier entweder in den Sand oder dehnt sich in einem langen Streifen an der Ostsee hinauf, bis es von slavischen Elementen getrübt und zuletzt verschlungen wird. Es umfasst sonach erstens die Landstriche, welche zwischen Rhein, Weser und Elbe liegen, d. h. Westphalen bis nach Cöln hinunter, fast ganz Hannover, Oldenburg, Braunschweig, Hessen — die eigentliche Heimath des Niedersächsischen — sodann jenseits der Elbe die preussische Provinz Sachsen zum grössten Theil, Mecklenburg, Pommern, und nördlich Holstein und die Hälfte von Schleswig. Die niederdeutsche Mundart herrscht sonach fast in einem Drittel von ganz Deutschland. Ihr früheres Gebiet hatte aber nicht denselben Umfang. Sie hat sich im Verlaufe der Zeit ausgedehnt und ihre Grenzen er-

weitert. Um diese Eroberung, die sie gemacht hat, begreiflich zu finden, bedarf es eines Rückblickes auf die Geschichte der deutschen Sprache überhaupt und des Niederdeutschen insbesondere.

Die ersten Spuren deutscher Zunge treffen wir bei römischen und griechischen Schriftstellern, die gelegentlich oder absichtlich Nachrichten über unsre Vorfahren geben. Es sind aber meist nur einzelne Wörter — grösstentheils Eigennamen — die uns von ihnen überliefert werden. Wie wenig aber diese Brocken im Stande sind uns über die ursprüngliche Gestalt unsrer Sprache Aufschlüsse zu geben, zumal da ein römisches oder griechisches Ohr diese vollen Laute gewiss selten rein auffasste und wir nie sicher sein können, ob wir ein ächtes, unverfälschtes deutsches Wort vor uns haben, oder ob es nicht durch das fremde Medium gebrochen, getrübt und verstümmelt auf uns gekommen ist, bedarf keines Beweises, weil er auf flacher Hand liegt. Erst gegen das 4te Jahrhundert verschwindet der Dämmerchein, der bis dahin ein mattes Licht auf die Geschichte der deutschen Sprache warf, und fängt es an zu tagen und hell zu werden. Dieses Licht geht aus von der Bibelübersetzung, welche der gothische Bischof Ulfila († 388) in seiner Muttersprache machte. Leider haben wir aber sofort einen herben Verlust zu beklagen. Sie ist nämlich nicht vollständig auf uns gekommen, sondern nur das Neue Testament, und auch dieses ist uns nicht ganz erhalten. Aber auch die Reste, die zwei Mal durch ein glückliches Schicksal dem Untergange entrissen sind, lassen uns einen festen und sichern Fuss fassen. Sie sind die Grundlage, von welcher die Forschungen ausgegangen sind und auf welche eine tiefere Betrachtung stets zurückgehen muss, so wie sie der Massstab sind, an welchem alle späteren Umgestaltungen der deutschen Sprache gemessen und begriffen werden müssen. Aber die gothische Sprache

ist noch nicht die, welche man die eigentliche deutsche nennt, sondern diese ist erst aus ihr erwachsen. Nach den Gesetzen der Lautverschiebung nämlich, wovon später die Rede sein wird, steht ein griechisches oder lateinisches Wort, welche beiden Sprachen auch dem indogermanischen Sprachstamme angehören, auf der ersten Stufe, das gothische steht auf der zweiten, das deutsche auf der dritten. Aber das deutsche spaltet sich sofort. Denn eins der nächsten Denkmäler ist das 100zeilige Hildebrandslied, das in vorwiegend niederdeutschen Formen geschrieben ist. Und fast gleichzeitig mit der althochdeutschen Evangelienharmonie, welche der Weissenburger Mönch Otfried um 870 in Reimzeilen verfasste, entstand auf Veranlassung Ludwigs, des Frommen, eine poetische Uebersetzung der Bibel in niedersächsischer Sprache, die nach der Aussage des Vorredners alle deutschen Gedichte an Vortrefflichkeit überstrahlt haben soll *). Wahrscheinlich ist uns ein Stück dieser Arbeit in dem sogenannten Heliand, einem Werke von ansehnlichem Umfange, erhalten, dessen Dichter in epischer Einfachheit und Unschuld die Thaten des Heilandes schildert. Die Sprache, in der das Gedicht verfasst ist, nennt man in der Grammatik die *altsächsische*. So hat also die niederdeutsche Sprache gleichen Anspruch auf Alter, wie die oberdeutsche, und die Frage, die man hie und da aufwerfen hört, wann das Niederdeutsche sich von dem grossen deutschen Sprachkörper losgerissen habe, ist eine Frage der Unwissenheit, auf welche aus der

*) Der Dichter (unus de gente Saxonum, qui apud suos non ignobilis vates habebatur) hoc opus tam lucide, tamque elegantius iuxta idioma illius linguae exposuit, ut audientibus et intelligentibus non minimam sui decoris dulcedinem praestet. Tanta namque copia verborum, tantaque excellentia sensuum resplendet, ut cuncta Theudisca poemata suo vincat decore. —

Geschichte keine Antwort gegeben werden kann, weil sie jenseits derselben liegt. Das Oberdeutsche hat nun drei Perioden seiner Entwicklung durchlebt. Die erste reicht bis zum 11ten Jahrhundert, und die Sprache heisst bis dahin die althochdeutsche, die zweite geht bis zum 15ten Jahrhundert und umfasst das Mittelhochdeutsche, in der dritten wird das Neuhochdeutsche vorbereitet und nach einer glücklich überstandenen Zeit der Verwilderung seinem jetzigen Stande entgegengeführt. In der ersten Periode ist die Sprache, die übrigens nicht genau begrenzt ist, sondern in mehrere Mundarten zerfällt, noch voll sinnlicher Fülle *), die Flexionsendungen und Bildungssilben sind noch nicht abgeschliffen und verwischt, wodurch der Vortheil entsteht, dass die grammatischen Formen rein und klar hervortreten. Für unser Ohr haben sie einen schwerfälligen Gang. Die zweite Periode zeigt uns eine schöne Mischung des geistigen und sinnlichen Elementes **), wenn auch bei weitem nicht in der

*) z. B. Enti cot heilac, cot almahtico, dū himil enti ērda gaworah-tōs enti dū mannum sō manac cōt forgāpi, forgip mir in dīnō ganādā rēhta galaupa enti cōtan willeon, wīstōm enti spāhida, enti craft tiuflum za widarstantanne enti arc za piwī-sanne enti dīnan willeon za gawurchanne. Ende des Wesso-brunner Gebets. 9tes Jahrhundert.

**) z. B. In einem zwivellīchen wān
was ich gesezzen, und gedāhte,
ich wolte von ir dienste gān;
wan daz ein trōst mich wider brāhte.
trōst mag ez niht geheizen, owē des!
ez ist vil kūme ein kleinez troestelīn;
sō kleine, swenne ichz iu gesage, ir spottet mīn;
doch frōwet sich lützel ieman, er enwizze wes.
Mich hat ein halm gemachet frō:
er giht, ich sūl genāde vinden.
ieh maz daz selbe kleine strō,
als ich hie vor gesach von kīnden.

vollkommenen Durchdringung, wie wir es in der lateinischen und griechischen Sprache sehen, die auf der höchsten Stufe ihrer Ausbildung den Reichthum der alten Formen nicht aufgegeben, sondern bewahrt haben. Das Mittelhochdeutsche war dadurch besonders zu einer poetischen Darstellung befähigt, was die bedeutenden Werke des 13ten Jahrhunderts zur Genüge beweisen. Je weiter sich aber die Sprache fortbildete, desto mehr trat das sinnliche Element zurück und überwog das geistige: indess ist das erste noch nicht in dem Maasse aus dem Neuhochdeutschen geschwunden, wie es zum Beispiel im Englischen der Fall ist, — das nur die nothdürftigsten Formen beibehalten hat — ein Umstand, über den wir uns Glück zu wünschen gerechte Ursache haben.

Wie aber erging es, während das Oberdeutsche sich fortbewegte, der niederdeutschen Mundart? — Sie hat bei weitem keinen so tief eingreifenden Process durchgemacht; sie ist freilich auch in den Tiegel der Geschichte geworfen und umgeschmolzen, allein nicht so gereinigt und geläutert, dass das, was ihren Stempel und ihr Gepräge trägt, den gleichen Werth erhalten hätte, den die Nebenbuhlerin sich für ihre Erzeugnisse zu erringen verstand. Auf dem öffentlichen Markt, den die Literatur hält, ist sie jetzt, wenn sie früher noch einigen Werth hatte, um allen Werth gekommen, sie gilt nichts mehr und cursirt nur noch als Scheidemünze der Vertraulichkeit oder der Nothdurft. — Man kann in ihrer Geschichte drei Perioden festsetzen; zwischen der zweiten und dritten ist aber kein grosser Abstand, und man behauptet nicht zu viel, wenn man sagt, *sie stehe um eine ganze Stufe hinter dem Hoch-*

nû hoeret unde merket ob siz denne tuo.

'si tuot, si entuot, si entuot, si tuot!

swie dicke ichz tete, sô was ie daz ende guot.'

daz troestet mich: dâ hoeret ouch geloube zuo.

Walther v. d. Vogelweide. 13tes Jahrh.



deutschen zurück. Die erste Periode, die zugleich die Periode ihrer Blüte ist, was sprachliche Ausbildung betrifft, geht etwa bis zum 12ten Jahrhundert und umfasst das *Altsächsische*. Geschrieben ist in dieser Mundart ausser dem Heliand nur höchst Unbedeutendes. Es ist wenigstens nicht auf uns gekommen. Zur Beseitigung aller Missverständnisse muss aber bemerkt werden, dass das Altsächsische nicht einerlei ist mit dem *Angelsächsischen*, welches deutsche Auswanderer nach England hinüberbrachten, sondern dies ist ein besonderer Ast der deutschen Sprache, der eine verhältnissmässig reiche, alte und treffliche Literatur besitzt und durch Hinzutritt romanischer Elemente sich zur jetzigen englischen Sprache herausgearbeitet hat. Eben so wenig ist das Altsächsische mit dem *Altfriesischen* zu verwechseln, das zwischen dem Altsächsischen, Altnordischen und Angelsächsischen in der Mitte liegt und dessen Gebiet sich über das jetzige Nordholland, die Küsten an der Nordsee bis zur Weser und über einen Küstenstrich Holsteins erstreckte. Jetzt ist es untergegangen. Wenigstens in den Theilen, die später unter Deutschland gefallen sind, wurde es durch die niedersächsische Mundart verdrängt, der einzige Sieg, den sie über ihre Schwestern davon getragen hat. Einzelne Reste haben sich allerdings in das Niederdeutsche gerettet, bestehen aber nur in Wörtern, nicht in Wortformen und machen sich dadurch unkenntlich. J. Grimm weist der altsächsischen Sprache die Gegend um Münster, Cleve und Essen als Heimat zu. Dadurch kommt es in nahe Berührung mit dem Niederländischen. Und dieses, das zu der Zeit, als die mittelhochdeutsche Poesie in voller Blüte stand, ebenfalls in Flandern, Brabant, Seeland, Holland, Geldern reiche Gesangesquellen sprudeln liess *), steht allerdings in

*) F. J. Mone. Uebersicht der niederländischen Volksliteratur älterer Zeit. 1838.



nächster Blutsverwandtschaft zu dem Altsächsischen und dessen Fortbildung, dem *Mittelniederdeutschen*. — Die zweite Periode lässt sich nicht genau von der dritten scheiden. Als Grenze kann man das 15te oder 16te Jahrhundert setzen. In dieser Zeit aber hat das Niederdeutsche seine grosse materielle Ausdehnung erlangt. Am Anfang dieser Periode beginnen nämlich die Kämpfe Heinrich des Löwen und anderer norddeutscher Fürsten gegen die Slaven jenseits der Elbe und die Eroberungen dieser Länder, und diese waren zugleich Eroberungen für die niederdeutsche Sprache, welche die slavische verdrängte; und der rege Handelsverkehr der Hanse, welche grösstentheils aus niederdeutschen Städten bestand, trug sie selbst bis nach Riga hinauf. Sie wurde aber fast auf dieselbe Weise eingeführt, wie jetzt das Neuhochdeutsche. Es verfügten nämlich Bernhard II. und Albert I. zu Anhalt gemeinschaftlich mit dem Abte Konrad zu Nienburg an der Saale am Ende des 13ten Jahrhunderts, wo im Erzstifte Magdeburg und in den anhaltischen Landen das Slaventhum, das erst von Albrecht dem Bären mit Erfolg bekämpft wurde, noch sehr verbreitet war, fortan solle in den öffentlichen Gerichten nicht mehr die wendische, sondern lediglich die deutsche Sprache in Anwendung kommen. Wäre die niederdeutsche Sprache nur, indem sich ihr äusserer Gebietsumfang so bedeutend erweiterte, auch im Gebiete der Literatur erobernd aufgetreten und hätte sie durch bedeutende Werke der Dichtkunst sich eine gebieterrische Stellung erzwungen! Es wäre dann vielleicht möglich gewesen, dass sie, dem Hochdeutschen gegenüber, sich zu einer besonderen Schriftsprache gestaltet hätte, was aber der Genius der deutschen Einheit wird verhindert haben. Allein »in dieser Periode rührt sich wenig eigenthümliche Poesie und die Sprachregel konnte weder rein erhalten, noch gefestigt werden. Man versuchte sich etwa in Umarbeitungen einiger



hochdeutscher oder niederländischer Werke, sicher für ein kleines Publicum, denn an den Höfen war die hochdeutsche Sprache verstanden und gehegt, wesshalb auch einzelne in Norddeutschland entsprossene Dichter sie sich anzueignen strebten. Kein einziges der berühmten und Epoche machenden mittelhochdeutschen Gedichte wurde ins Niederdeutsche übertragen.« J. Grimm. — Scheller zählt freilich in seiner »Bücherkunde der sassisch-niederdeutschen Sprache« bis zum Jahre 1500 516 Titel von Schriftwerken auf; zieht man aber davon ab, was er kritiklos zur niederdeutschen Sprache rechnet, so bleibt nur wenig übrig, und dieses Wenige ist von geringer literarischer Bedeutung. Es sind meist Landrechte, Stadtrechte, Willküren, Statuten, Chroniken, Erbauungsschriften etc. Aber juristische und historische Documente, Andachtsbücher bilden keine Volksliteratur. Diese ist stets ein Erzeugniß der Kunst, der Poesie, nicht des Bedürfnisses, der Gelehrsamkeit, der Wissenschaft. Der Charakter der Volksliteratur ist die Allgemeinheit, Zugänglichkeit für Jedermann, nicht die Abgeschlossenheit für gewisse Kreise, noch die Rücksicht auf practische Zwecke, wie auch die Protocolle, Verfügungen und Verordnungen der Behörden, die täglich zu Hunderten geschrieben und gedruckt werden, keinen Bestandtheil der Literatur ausmachen, am wenigsten der Volksliteratur. Wenn man jetzt noch hofft, dass in Archiven und Bibliotheken mittelniederdeutsche Werke von grosser literarischer Bedeutung sich finden lassen, die bis jetzt unentdeckt geblieben sind, so ist das wohl eine Hoffnung, die mehr aus einem Wunsche entsprungen ist als dass ihre Erfüllung erwartet werden dürfte. Denn dem eifrigen Suchen der letzten Jahrzehnte, in denen ein so gewaltiger Schwung in die Geschichte der deutschen Sprache gekommen ist, wären sie wohl kaum entgangen, noch würden Hindeutungen fehlen, welche eine Blüte der niederdeutschen Literatur an-



nehmen liessen — wenn sie anders je vorhanden gewesen ist. — Die dritte Periode, von dem 15ten Jahrhundert bis jetzt, bezeichnet die Verarmung und den unaufhaltsamen Verfall des Niederdeutschen. Der einzige Reineke de Vos, welcher 1486 zu Lübeck zuerst gedruckt erschien, hält die Ehre desselben aufrecht und giebt ihm einen Schein von eigenem Leben. Allein ein selbstständiges Product niederdeutscher Zunge ist er nicht, denn, wie die Untersuchungen von J. Grimm beweisen, ist er nur eine Uebersetzung oder Uebearbeitung des niederländischen Reinaert von Willam die Matok. Es soll aber dadurch dem Gedichte von seiner poetischen Vortrefflichkeit nichts entzogen werden. Die Reformation brachte zwar wieder einige Bewegung in die niederdeutsche Mundart und eine Masse von Bibelübersetzungen, Catechismen und sonstigen Reformationsschriften gingen aus der Druckerpresse hervor, aber die lutherische Uebersetzung schlug alle Nachbildungen mit ihrer Kraft zu Boden und gab der gesammten deutschen Sprache eine einheitliche Richtung, welcher sich die Ohnmacht der Dialecte vergebens entgegenstellte. Das Niederdeutsche verschwand immer mehr aus der Schrift, jetzt ist es nur noch im Munde lebendig und das Wenige, was hin und wieder durch den Druck veröffentlicht wird, ist darauf berechnet, wenn auch schon durch den Inhalt, doch zumeist durch die Form des Dialects eine komische Wirkung bei dem Leser oder Hörer hervorzubringen. Das Plattdeutsche ist zum Spotte geworden. — Und nicht ganz mit Unrecht, weil es versumpft ist, was nachfolgende Blätter darthun werden.

Die Beantwortung der Frage, worauf die Verschiedenheiten der beiden Mundarten beruhen und wie sie sich jetzt zu einander in ihren Laut- und Flexionsverhältnissen stellen, wird freilich trocken erscheinen, aber nothwendig sein, wenn man eine wissenschaft-

liche Erkenntniss sich verschaffen will. Ich versuche es sie kurz zu geben. — Betrachten wir zunächst den

Consonantismus.

Der Consonantismus des Plattdeutschen steht um eine Stufe tiefer als der des Hochdeutschen. Dies lässt sich dadurch erweisen, dass im Plattdeutschen die *Lautverschiebung* fehlt. Darunter versteht man die sprachliche Erscheinung, dass die Consonanten eine geregelte Bewegung durchgemacht haben und in ihre Verwandtschaften übergegangen sind und zwar so, dass wenn die Lage der Consonanten im Griechischen und Lateinischen die erste Stufe bildet, das Gothische die zweite Stufe einnimmt, während die hochdeutsche Ordnung auf der dritten Stufe steht, über welche nicht mehr hinausgeschritten werden kann, ohne wieder auf die erste Lage zurückzukommen. Diese Lautverschiebung, wie sie innerhalb der deutschen Sprache geschehen ist, wird am besten durch folgende Tabelle versinnlicht.

gothisch	althochdeutsch	mittelhochdeutsch	neuhochdeutsch
$\left. \begin{array}{l} l \\ m \\ n \\ r \end{array} \right\}$	l	l	l
	m	m	m
	n	n	n
	r	r	r
$\left. \begin{array}{l} b \\ p \\ v \\ f \end{array} \right\}$	b, p	b (p, pp)	b, p, pp
	f, ph	f, pf	f, pf
	w	w	w
	v	v (f)	f (v = f)
$\left. \begin{array}{l} g \\ k \\ h \\ j \end{array} \right\}$	g, k	g, c	g
	k, h, ch	k, ch	k, ch
	h	h, ch, g	h, ch, g
	j (g)	j, g	... j ...
$\left. \begin{array}{l} d \\ t \\ s \\ z \\ th \end{array} \right\}$	d, t	t	t, th
	z, z	z, z	z, z
	s, r	s, r, sch	s, r, sch
	r	r	r
	th, d	d	d